

Miriam Gebhardt
Unsere
Nachkriegseltern

Miriam Gebhardt

Unsere Nachkriegseltern

Wie die Erfahrungen unserer Väter und
Mütter uns bis heute prägen

Deutsche Verlags-Anstalt

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2022 by Deutsche Verlags-Anstalt, München
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagabbildung: akg-images/ddrbildarchiv.de

Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04818-9

www.dva.de

Inhalt

Einleitung	7
1. Die schwierige Suche nach einer Verankerung im Leben	21
2. Die Gefühle im Kühlschrank und der lange Weg bis zur Selbstfürsorge	63
3. Die Kinderfrage – ein über Generationen hinweg schwer befrachtetes Thema	91
4. Sex und Liebe zwischen bürgerlicher Pflichtübung und Freiheitsversprechen	129
5. Frauen im doppelten Einsatz als eine Hypothek der Nachkriegszeit	163
6. Soldat, Familienoberhaupt, Liebhaber: Wann ist ein Mann ein Mann?	201

7. Generationengeschichte zwischen Abwehr, Selbstfindung und Empathie	225
Schlussbemerkung	253
Anmerkungen	261
Quellen und Literaturhinweise	277

Einleitung

Mein Vater starb auf dem Weg zu einer Fahrradtour. Die Aussicht, gleich aufs Rad zu steigen und mit Freunden um den See zu fahren, hat ihn so kurz vor seinem Tod sicherlich noch einmal froh gestimmt. Ein Tag in der Natur, beim Wandern, Baden oder beim Boulespielen ist für ihn grundsätzlich ein guter Tag gewesen. Das Rad hatte er schon auf den Dachständer seines Autos gehoben, er wollte nur noch schnell einen Teller Suppe essen, da war es plötzlich vorbei. Mitten im »Aufbruch« – ein Wort, das er sehr schätzte – ereilte ihn der Tod. Er spürte ihn kommen, konnte noch den Notarzt anrufen, aber als der Rettungswagen da war, saß er bereits leblos in seinem Lesesessel. Herzstillstand. Es klingt hart, aber ich glaube, für meinen Vater war das ein guter Tod, ein Abgang zur rechten Zeit. Ein halbes Jahr später wäre er nämlich in ein Altersheim umgezogen und schon der Gedanke daran machte ihn mutlos, wie er mir bei unserem letzten Treffen gestanden hatte. Hinterbliebene trösten sich oft mit dem Gedanken, dass ihre Lieben »erlöst« würden, wenn sie sterben. Bei meinem Vater, glaube ich, stimmte das. Er wurde erlöst von der Aussicht auf ein Leben, das ganz bald begonnen

hätte auszutröpfeln. Ein Ende aus einer Aktivität heraus, das passte zu seiner Vorstellung von einem gelungenen Leben viel besser.

Der erwartbare und dennoch so plötzliche Tod des Vaters nach einer schweren Krankheit, die er schon überstanden zu haben schien, löst einiges aus. Bei mir, die ich nun auch schon sechzig Jahre alt bin, weckte er das Bedürfnis, die Enden zu verbinden. Seither denke ich mehr über mein Leben und das meiner Eltern nach. Was habe ich von ihnen geerbt, und was unterscheidet uns? Ich rufe Erinnerungen an meine Kindheit auf und vergleiche sie mit meiner gegenwärtigen Wahrnehmung der alternden Eltern. Das Ergebnis ist durchaus paradox: Der beginnende Abschied bringt mich ihnen näher und zugleich trennt er mich von ihnen. Er überdeckt die Gegensätze zwischen uns, bringt mich dazu, sogar manche ihrer unangenehmen Wesenszüge an mir selbst wiederzuerkennen. Gleichzeitig sehe ich in meinen Eltern nicht mehr nur Individuen mit merkwürdigen oder nachahmenswerten Ansichten und Gewohnheiten, sondern auch die Vertreter ihrer Generation. Als Erben ihrer Eltern. Kurz gesagt: Ich fange an, sie zu historisieren. Ich stelle sie in ihre Zeit und muss erkennen: Sie sind nicht nur meine Eltern, sondern sie sind auch Nachkriegseltern, und das lässt mich selbst ein Stück weit aus der Zeit fallen.

Wie wir leben und wie wir sterben wollen, ist natürlich eine persönliche Frage. Ich zum Beispiel hätte nichts gegen ein langsames Hinausschleichen aus dieser Welt. Ich glaube allerdings, dass derartige individuelle Einstellungen immer einen kollektiven Anteil haben. Sie sind auch

Ausdruck einer generationellen Mentalität. Diesen Lebenshunger, den mein Vater verspürte, empfinden viele in seiner Generation. Die Altersgruppe der zwischen 1930 und 1945 Geborenen war und ist auch noch mit weit über siebzig Jahren voller Energie. Manches Mal kommen sie mir sogar vitaler vor, als wir es sind – ihre Kinder. Zuletzt haben sie das während der Coronapandemie vorgeführt. Während wir, die Jüngeren, uns isolierten und auf vieles verzichteten, fuhren sie ohne zu zögern in ihr Ferienhaus nach Frankreich oder zum Wandern nach Österreich. Sie begannen miteinander online zu turnen und zoomten um die Wette, als seien sie die wahren »Digital Natives«. Hauptsache nichts verpassen.

Die Generation meiner Eltern wird auch als »Generation Kriegskind« bezeichnet. Das greift aber nur einen Teilaspekt ihres Lebens. Zwar stimmt es, dass sie ihre Kindheit und manchmal noch Teile der Jugend zwischen den Jahren 1939 und 1945 erlebt haben. Aber bewusst herangereift sind sie nach dem Krieg. Dadurch erklärt sich vieles, was ihnen in ihrem Leben so wichtig war und ist. Zum Beispiel ihre unerschütterliche Suche nach Erfüllung von Bedürfnissen. Sie haben viel konsumiert und tun es noch, obwohl die Schränke, Keller, Speicher und Garagen längst voll sind. Sie tauschen sich darüber aus, wo es Schnäppchen gibt, und dann scheuen sie keine weite Fahrt, um sich das Ersehnte zu kaufen. Das war und ist für sie ein Weg, sich für den Kriegs- und Nachkriegsmangel zu entschädigen. Bei meinem Vater waren es Gummistiefel. Er besorgte sich eigens einen Einkaufsschein für Gewerbetreibende, nur damit er Gummistiefel und andere eher

hässliche Gegenstände günstig kaufen konnte, deren praktischer Nutzen sich dem Rest der Familie nicht immer so erschloss. Bei anderen waren es Plastiktüten. Die wurden über Jahre hinweg säuberlich gefaltet und in Schränken verwahrt, gleich neben den alten Geschenkschleifen, die sie ebenso wenig wegwarfen.

Dass sich unsere Nachkriegseltern gerne materiell abgesichert fühlen, ist verständlich. Aber es geht nicht nur darum, dass sie es immer gut geheizt und ihren Kühlschrank voll haben wollen. Dahinter steckt in meinen Augen vielmehr ein unstillbarer emotionaler Hunger. Kindheit im Krieg, vaterloses Aufwachsen, belastete Mütter, Entbehrungen im Hungerwinter 1946, autoritäre Lehrer, bescheidene Anfänge bei der Familiengründung, frühe Verantwortung für andere, das alles hat Spuren hinterlassen. Die Frauen brachten viele Opfer, sagen sie, für ihre Kinder und für ihre Männer. Welcher Babyboomer kennt sie nicht, diese traurige Geschichte vom Waschzuber im Keller, in dem sie damals unsere Stoffwindeln auskochen mussten, weil sie noch keine Waschmaschine hatten? Die Väter wiederum nutzen heute die Gelegenheit, wenn ein Enkelkind kommt, sich endlich eine Eisenbahn zu kaufen. Oder sie kramen ihr altes Schaukelpferd hervor, das aussieht, als hätte es schon im Ersten Weltkrieg mitgekämpft, und freuen sich selbst am allermeisten darüber. Es scheint fast, als dürften sie sich zum ersten Mal im Leben beim Spielen entspannen. Denn sie hatten genauso wie die Frauen eigentlich immer für andere sorgen müssen. Sie mussten vielleicht vor den Truppen der Sowjets fliehen und sich im Kindesalter schon um ihre Mütter kümmern. Mädchen

und Jungen dieser Generation wurden zur angeblichen Erholung in Kinderheime gesteckt, in denen noch Nazi-Pädagogen ihr Unwesen trieben, oder sie wurden wegen der Bombardierungen aufs Land geschickt und über viele Wochen von ihren Eltern getrennt. In jedem Fall mussten sie sich frühzeitig als selbstständig und autonom von familiären Beziehungen erweisen. Denn sie waren ja nicht nur »Kriegskinder«, sie waren auch die Kinder einer nationalsozialistischen Erziehungsideologie, die eine frühe Unabhängigkeit von sentimental Bindungen forderte.

So haben sie in jungen Jahren viel Stoff für Trauer und Angst angesammelt. Sie bekamen mit, dass ihre Väter doch keine strahlenden Helden waren, sondern geschlagene Krieger, oder schlimmer noch, Verbrecher mit Blut an den Händen. Von der schlechten Ernährungslage haben sie uns erzählt, auch von den Hamsterfahrten aufs Land und der verhärmten, aber auch tapferen Mutter. Aber kaum erzählt haben sie von ihrer harten Jugend und ihrem abrupten Erwachsenwerden. Von der abgebrochenen Schule, der Notwendigkeit, schnell Geld zu verdienen, von ihrem großen Drang, das Elternhaus und vielleicht sogar die Heimat hinter sich zu lassen. Von der Frustration über die Wiederaufrüstung Deutschlands. Auch das waren Aspekte ihres Lebens, die sie vergraben haben und die sich für ihre Nachkommen mehr erspüren als erfragen ließen.

Sehr viele ihrer Altersgruppe wurden mit Anfang zwanzig Vater oder Mutter – aus Kriegskindern wurden Nachkriegseltern. Es mit den eigenen Kindern anders zu machen, ihnen die Wärme zu vermitteln, die sie selbst vermisst hatten, hatten sie jedoch noch nicht gelernt. Das war eine

Aufgabe, die sie sich vornehmen, aber selten genug auch lösen konnten. Mancher Mutter fiel Zärtlichkeit mit ihrem Kind zeitlebens schwer, mancher Vater sah das freiere Leben seines Sohnes mit gemischten Gefühlen. Denn den großen Wandel der Werte in Erziehung, Partnerschaft und Sexualität erlebten sie erst, als sie dafür eigentlich schon zu alt waren. Die Zeit der Emotionalisierung der Deutschen auf allen Ebenen seit den Siebzigerjahren erwischte sie sozusagen auf dem falschen Fuß. Einige versuchten noch von der einsetzenden Psychologisierung zu profitieren. Sie erkannten schockartig, welche Bedürfnisse ihnen zugestanden hätten, ließen sich mitunter scheiden, um in Sachen Liebe noch einmal ganz neu anzufangen, zeugten vielleicht sogar ein spätes Kind und versuchten sich in einer neuen Rolle als einfühlsame und großzügige Eltern. Aber die Versprechen des Lebensstilwandels erfüllten sich für sie meistens nicht mehr. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich täglich erneut auf die vergebliche Jagd nach kurzen Glücksmomenten zu machen, nicht zuletzt beim Konsum oder bei der Freizeitgestaltung.

Jetzt, da sie auf das Lebensende zugehen, verhalten sich die Nachkriegseltern entsprechend trotzig. Sie verteidigen ihre Freiheitserfahrungen zum Beispiel beim Autofahren. Wenn sie nicht mehr gut sehen können, testen sie eben den Stoßdämpfer anstatt ihrer Fahrtauglichkeit. Die Straßen im Speckmantel Münchens, wo ich wohne, sind voll von Autofahrern (meist sind es die Männer, die in dieser Altersgruppe am Lenker sitzen), die scheinbar ferngesteuert unterwegs sind. Ab und zu lese ich dann eine Notiz in der Zeitung, dass mal wieder ein Hochbetagter eine ganze

Reihe parkender Autos seitlich mitgenommen hat und noch an Ort und Stelle seinen Führerschein abgeben musste. Gefährlich, aber auch nachvollziehbar, wenn man bedenkt, wie wichtig die individuelle Mobilität für diese Generation war. Auch dass sie sich von ihrem körperlichen Verfall nicht beeindrucken lassen wollen, kann ich gut verstehen. Wenn die Hüfte knirscht, wird ein neues Gelenk eingesetzt und weiter Tennis gespielt. Fürs Altersheim ist es allemal zu früh, und sie werden sich auch bestimmt nicht als liebe Omi an den Kamin setzen. Da machen sie eher noch einmal eine Nilfahrt.

Wenn wir den historischen Kontext sehen, kommen uns diese Ansichten und Gewohnheiten weniger schräg vor. Aber wir können noch einen Schritt weitergehen und uns fragen, was davon uns selbst in den Knochen steckt. Wie viel vom Nachkrieg haben die Nachkriegseltern an uns weitergegeben? Wir Babyboomer wurden in die Welt gesetzt, als es vor allem im westlichen Teil Deutschlands wirtschaftlich steil bergauf ging. Wir waren die erste Generation, die nicht nur mit industriell gefertigter Babynahrung großgezogen werden konnte, sondern für die sich der Konsumkapitalismus für jedweden Anlass alters- und geschlechtergerechte Produkte einfallen ließ. So wurden wir Kinder der Nachkriegseltern selbst zu Symbolen für die Gesundung und das Wiedererstarken Deutschlands. Jedes Gramm Gewichtszunahme und jeder tolle Kinderwagen, der nach dem Vorbild der Automobilherstellung mit Zierleisten geschmückt war, symbolisierte auch den Sieg über die dunkle Vergangenheit der Deutschen in Krieg und Nationalsozialismus. Auf diese Weise folgten

wir unbewusst dem Schatten der Biografien unserer Eltern. Wir waren der leibhaftige Beweis dafür, dass es der nächsten Generation viel besser ging als der vorherigen. Das hatte neben dem Wohlleben auch weitergehende positive Auswirkungen. Aktivität, Dynamik und Ehrgeiz gingen von der älteren Generation auf die jüngere über. Der Begriff »Work-Life-Balance« war noch nicht erfunden, als die Babyboomer in den Siebziger- und Achtzigerjahren in die Berufswelt eintraten. Wir arbeiteten viel, weil wir es so gelernt hatten. Wer rastet, der rostet. Aber diese Generationenerbschaft hatte auch eine Kehrseite: Eine gewisse Härte gegen sich selbst, resultierend aus der Erziehung, die bei vielen Babyboomern in ein Burn-out oder irgendwann in die Totalverweigerung mündete. Gepaart mit sozialer Ängstlichkeit und der Bereitschaft, sich in Hierarchien unterzuordnen.

Die Langzeitwirkung der Wiederaufbau-Mentalität nach dem Krieg ist nur ein Beispiel dafür, wie die Generation der Nachkriegseltern und die Generation der in den Fünfziger- und Sechzigerjahren geborenen Babyboomer über die deutsche Vergangenheit miteinander verbunden sind. Ich werde in diesem Buch deutsche Geschichte als Familiengeschichte erzählen. Es wird dabei vor allem um Gefühlserbschaften gehen. Um das Gefühl der Unbehaglichkeit in dieser Welt, das sich von der realen Erfahrung der Kriegskinder, weil sie zum Beispiel ausgebombt worden waren, zu einem allgemeinen Lebensgefühl bei den Babyboomern weiterentwickelt hat. Um das Gefühl der Ambivalenz in der Kinderfrage, die seit der aggressiven Bevölkerungspolitik der Nationalsozialisten eine histori-

sche Belastung in Deutschland darstellt. Die Nationalsozialisten hatten von jeder Frau verlangt, viele Kinder zu gebären, und zwar gesunde. Wer aus vermeintlich rassistischen oder aus sozialen Gründen nicht zur Volksgemeinschaft gehörte oder wer kranke Kinder zur Welt brachte, musste hingegen um das Leben seines Nachwuchses fürchten. Das hat sich buchstäblich in die Körper der Menschen eingeschrieben. Es geht um das Gefühl der Rollendiffusion. Ist eine Frau noch eine Frau, wenn sie kein Kind bekommt? Oder verrät sie ihr Geschlecht, wenn sie viele Kinder bekommt? Das führt zum nächsten Problem, der Kontinuität bei der Kindererziehung. Die Babyboomer konnten den großen Erziehungsstilwandel seit den frühen Siebzigerjahren für ihren eigenen Umgang mit Kindern aufgreifen. Aber sie hörten dabei ständig eine innere Stimme, die sie ermahnte: Du verwöhnst dein Kind, du machst dein Einzelkind zu einem Egoisten, du musst es abhärten. Es waren die Stimmen ihrer Mütter, die angesichts ihrer Enkelkinder die eigenen Erziehungsansichten verteidigen mussten. Schließlich ging es dabei um einen ganz zentralen Anteil ihrer Identität.

Auch der Umgang mit Krankheit und Schmerz ist bei Babyboomern mit einer historischen Altlast behaftet. Gesundheit wird immer auch als ein moralisches Gut angesehen, und wer es sich mit Schmerzmitteln leicht macht, begibt sich womöglich bereits auf die schiefe Bahn. Weitere emotionale Erbschaften der Babyboomer, von denen ich berichten werde, betreffen die Geschlechterbeziehungen, die Haltung zu Liebe und die Sexualität. Babyboomer lehnten die Vorstellungen von den Geschlechterrollen

ihrer Eltern meistens ab. Abschreckend waren für viele Töchter die Mütter, die sich nur über ihre Ehemänner definiert haben, und für manchen Sohn der Anspruch des Vaters, im Haus genauso bestimmen zu wollen wie im Betrieb. Doch was sollte an die Stelle der alten Ordnung treten? Wie autonom durfte eine Frau sein oder sollte sie nicht doch besser dem Mann beruflich die Vorfahrt überlassen?

Ein letztes Thema in diesem Buch wird der Umgang mit der Vergangenheit sein. Unabhängig davon, wo sie sich unterscheiden und wo sie sich ähneln, beide Generationen kommen von der deutschen Zeitgeschichte nicht los. Während die Nachkriegseltern, pauschal gesagt, den Blick zurück eher vermieden, weil sie sich nur allzu schnell am Abgrund des Nationalsozialismus wiedergefunden hätten, standen Babyboomer oft mit dem Rücken zur Zukunft und blickten starr in die schreckliche Geschichte zurück. Sie taten das schon aus Gründen der Selbstfürsorge, denn sie begriffen sich als »Kriegsenkel« und als Erben der Verantwortlichkeit für den Nationalsozialismus. Diese Rückwärtsgewandtheit der Babyboomer auf Ereignisse, die lange vor ihrer Geburt liegen, schlägt sich besonders seit der Jahrtausendwende in einer Flut von autobiografischen und autofiktionalen Veröffentlichungen nieder. Wenn den Babyboomern gelegentlich vorgehalten wurde, sie gehörten der Generation »Zaungast« an, weil sie zwischen den sogenannten Achtundsechzigern und den Computerkids nicht besonders wirksam werden konnten, dann ist das nur die eine Hälfte der Wahrheit. Die andere ist, dass sie diejenigen sind, die sich als Erste wirklich mit der deut-

schen Zeitgeschichte auseinandergesetzt haben. Die Kinder der Täter, die zwischen 1940 und 1950 geborenen Achtundsechziger, waren dazu noch nicht in der Lage gewesen, weil sie ihren Eltern nicht zu nahe treten wollten. Sie führten in den späten Sechzigerjahren zwar Klage gegen die autoritären Väter und deren »Faschismus«. Doch gemeint waren nie die eigenen Väter, sondern stets die Vaterrepräsentanten in der Gesellschaft wie beispielsweise Professoren oder Richter. Das Neue an der Auseinandersetzung mit der Geschichte in der nächsten Generation ist, dass sie sich nicht in Anklage erschöpft. Wichtiger ist der Versuch des Verstehens. Die Babyboomer sind die Ersten, die sich nach der Klärung der historischen Schuld der Deutschen im Nationalsozialismus auch für die deutschen Opfer interessieren und, manchmal zum Missvergnügen der Achtundsechziger, auch Mitgefühl für ihre Vorfahren zeigen können.

In diesem Buch soll es um gegenseitiges Verständnis gehen. Das Verstehen generationeller Erfahrungen und die Frage, wie sie miteinander zusammenhängen, ist letztlich der einzige Weg, mir über mich selbst klar zu werden. Angesichts des bevorstehenden Abschieds von der letzten Generation, die noch den Krieg und die Nachkriegszeit erlebt hat, frage ich nach den prägenden Erfahrungen, für die weder Nachkriegseltern noch Babyboomer etwas konnten. Ich fasse den Begriff »Generation« dabei alltags-sprachlich in seiner weiten Bedeutung von Abstammungsgemeinschaft. Generation kommt vom Lateinischen *generare* (erzeugen). Ich definiere die Nachkriegseltern und die Babyboomer als Generationen, die den Krieg und die

Nachkriegszeit beziehungsweise den Lebensstilwandel der Sechziger- und Siebzigerjahre teilen. Das bedeutet allerdings nicht, dass sich jeder, der zwischen 1930 und 1945 oder zwischen 1955 und 1970 geboren wurde, selbst zu den hier so genannten Nachkriegseltern oder Babyboomern zählen möchte. Die deutschen Babyboomer sind übrigens nicht mit den amerikanischen Babyboomern zu verwechseln, die schon ab Mitte der Vierzigerjahre bis Mitte der Sechzigerjahre geboren worden waren. Hierzulande setzte die Zeit des Geburtenanstiegs erst Mitte der Fünfzigerjahre ein und endete mit den Sechzigerjahren.

Meine Absicht ist es, die Perspektiven der Nachkriegseltern und der Babyboomer zu verknüpfen und beide Generationen miteinander ins Gespräch zu bringen. Methodisch gehe ich dabei von der Selbstsicht von Repräsentanten der jeweiligen Generationen aus. Um Fallbeispiele analysieren zu können, habe ich im Deutschen Tagebucharchiv (DTA) zahlreiche Selbstzeugnisse gesichtet und eine systematische Auswahl nach der größtmöglichen Differenz und Aussagekraft getroffen. Das heißt, die Fallbeispiele sind nicht im quantitativen Sinne repräsentativ. Für meine qualitative dichte Lektüre der Quellen stelle ich vielmehr Tagebücher und Autobiografien aus ganz unterschiedlichen Milieus einander gegenüber. Das reicht von der bürgerlichen Ehefrau mit sieben Kindern, die sich trotz aller moralischen Bedenken in den Fünfziger- und Sechzigerjahren in einer Dreieckskonstellation wiederfindet, über den straffällig gewordenen Bauernsohn, der mit der traditionellen Sexualmoral auf dem Land nicht zu recht kommt und sie für seinen Zusammenstoß mit dem

Strafrecht verantwortlich macht, bis hin zu der alleinerziehenden Mutter aus der DDR, die sich an den widersprüchlichen Rollenerwartungen der »guten« Mutter und der guten Werktätigen zerreibt. Auf Grundlage dieser vielfältigen Quellen kann ich natürlich keine soziologischen Generationenporträts schreiben. Davon gibt es auch genug. Die »beleidigte«, »verdammte«, »verratene«, »vergessene«, »unerhörte«, »geschlagene« Generation oder die Generation X, Y, Z – all das sind Zuschreibungen, die sich meist um ein entscheidendes soziologisches Kriterium ranken. Die Schlüsselbegriffe und Etiketten wechseln im Jahresrhythmus, bis den Wissenschaftlern und Publizistinnen womöglich eines Tages die passenden Attribute ausgehen. Mein Buch sucht erst gar nicht nach dem ultimativen Label. Es betrachtet vielmehr den Generationenbegriff als historische Schnittstelle der Weitergabe zwischen Alterskohorten. Der Unterschied ist, dass es mir um die Beziehungen zwischen Menschen geht, insbesondere die Beziehungen, die auf der Grundlage der Sozialisation einer historischen Gemeinschaft beruhen.

Die Chefredakteurin des evangelischen Magazins *Chrismon*, Ursula Ott, hat für den Verständigungsprozess, den auch ich anstrebe, eine schöne Überschrift gefunden. Ihr lesenswertes Buch über den Umzug ihrer Mutter in ein Altenheim heißt *Das Haus meiner Eltern hat viele Räume. Vom Loslassen, Ausräumen und Bewahren*. Bei ihr ist das ganz handfest gemeint: Welche Gegenstände aus dem Leben unserer Eltern sind es wert, aufgehoben zu werden, und wohin soll ich mit dem Rest? Mein Buch ist ein ähnlicher Versuch auf der Ebene der emotionalen Erbschaften.

Es ist eine Form der Mediation. Im Mittelpunkt stehen die Themen des privaten Lebens, die von der generationellen Weitergabe am meisten beeinflusst wurden: die eigene Verortung in der Welt, der Umgang mit sich selbst, das Verhältnis zum anderen Geschlecht, zu den Kindern, die Sexualität, die Identitätssuche. Die objektivierbaren Quellen aus dem Archiv, die ich analysieren werde, möchte ich um meine eigene Perspektive ergänzen. Als Angehörige des Geburtsjahrgangs 1962 kann ich nicht so tun, als stünde ich außerhalb dessen, was ich untersuche. Im Gegenteil: Ich möchte die eigene Betroffenheit nutzen, um in einer Art Auto-Ethnografie das emotionale Erbe meiner Vorfahren zu objektivieren, damit ich mit meiner eigenen auch die Geschichte der anderen besser verstehe. Dabei ist mir klar, dass ich, wenn ich von meiner Familie erzähle, der Geschichte meiner Eltern meine eigene Sichtweise hinzufüge. Sie selbst werden auf ihre Geschichte und selbstverständlich auch auf meine ganz anders schauen. Aber vielleicht trägt das Buch auch in dieser persönlichen Hinsicht zur Verständigung bei.

1. Die schwierige Suche nach einer Verankerung im Leben

Am schnellsten war mein Schulfreund Martin. Er verließ mit siebzehn Jahren sein Zuhause in Hamburg und zog in eine Pension im Münchner Umland. Von seiner autonomen Warte im Dachzimmer aus führte er vor, dass es für ein recht gutes Abitur weder Familie noch geregelte Mahlzeiten brauchte. Meine Freundin Conny trat kurz darauf die Reise in umgekehrter Richtung an. Weil sie die Stiefvater-Halbschwester-Mutter-Familie am Münchner Stadtrand nicht mehr ertrug, packte sie ihre Sachen und legte ihr Abitur in Düsseldorf ab. Sie wohnte in einer Wohngemeinschaft, später bei einer Freundin im Einzimmerappartement, bevor sie als Au-pair-Mädchen ins Ausland verschwand. Ich war die Dritte im Bunde, verließ im Jahr 1980 an meinem achtzehnten Geburtstag mein Elternhaus, kroch erst in einer WG unter, dann in einer Gründerzeitvilla am Stadtrand, die von einem Dragoner mit Turbanzimmerweise vermietet wurde. Nach dem Abitur, das ich mit minimaler Punktzahl bestand, wohnte ich einige

Wochen ambulant in meinem Auto. Meine wichtigsten Papiere und Kleider bewahrte ich in einem weißen Koffer vom Flohmarkt auf, bis eines Tages das Auto aufgebrochen wurde und alles weg war.

Unsere frühe Nestflucht klingt heute sonderbar. Das Durchschnittsalter beim Auszug liegt inzwischen bei 23,7 Jahren, aber noch 30 Prozent der 25-Jährigen leben mit ihren Eltern unter einem Dach.¹ Hohe Mieten und die Kälte der Welt mag viele junge Leute davon abhalten, vor dem Ende der Ausbildung das »Hotel Mama« zu verlassen. Die damalige Losgelöstheit liegt den meisten jungen Menschen aber ohnehin fern. Sie fühlen sich so wohl zu Hause, dass es Eltern geben soll, die eines Tages selbst ausziehen müssen, wenn sie sich etwas mehr Abstand zwischen sich und ihren erwachsenen Kindern wünschen.

Damals, in den frühen Achtzigerjahren, waren die Bedingungen, um sich auf eigene Füße zu stellen, übrigens auch schon nicht gut. Allein unsere schiere Anzahl stand uns bei der Wohnungs- und Jobsuche im Weg. In der siebten Klasse sortierte mein Lateinlehrer von 43 Mitschülern zwölf aus. Dass es ihm dabei nicht um Latein ging, verriet sein skeptisches Durchzählen in der ersten Stunde. Er kündigte an, dass er am Ende des Jahres »aussieben« müsse. An der Schulmauer prangten »No Future«-Graffiti. Überall standen Warnhinweise und Hindernisse. Vom Studium einer Geisteswissenschaft wurde abgeraten, Lehrer schien niemand mehr zu brauchen, der strenge Numerus clausus kanalisierte den Zugang zu attraktiven Studiengängen wie zum Beispiel Medizin. Ich dachte nach dem Schulabschluss nicht lange darüber nach, ob ich stu-

dieren wollte, sondern trat sechs Wochen später eine der raren Ausbildungsstellen als Journalistin an. Diese bestand freilich erst einmal aus einer neunmonatigen praktisch unbezahlten Hospitanz. Den Absprung an die Universität wagte ich erst nach sechs Jahren Berufstätigkeit. An den rosigen Aussichten kann es also nicht gelegen haben, dass wir Babyboomer frühzeitig flügge wurden.

Der Soziologe Heinz Bude, die Künstlerin Bettina Munk und die Schriftstellerin Karin Wieland, drei Babyboomer, haben sich damals dazu entschieden, erst einmal Häuser zu besetzen. Heute verklären sie diese Zeit als heroische Antwort auf die damalige Wohnungsnot, als Protest gegen ungenutzten Leerstand, und als Abkehr vom engen bürgerlichen Leben. Von sich selbst sichtlich beeindruckt, schildern sie in dem für mich als Roman getarnten autobiografischen Bericht *Aufprall*, wie sie vorsichtshalber ohne Wertgegenstände lebten, da jederzeit die Polizei anrücken und sie aus dem Haus werfen konnte. »Wir lebten aufregend experimentell, alle anderen erschienen uns langweilig konventionell. Unser Zusammenleben folgte bestimmten radikalen Prinzipien. Besitzansprüche waren unangebracht: Jemand kaufte ein und kochte, jemand anderes aß das Essen auf – zumeist ohne sich dafür zu bedanken. (...) Alles war für alle da. Alle Türen standen offen, keiner schloss sich ein. Wohnen war eine Herausforderung.«²

Die Hausbesetzerszene – die berühmteste gründete sich bereits 1971 im Kopenhagener Stadtteil Christiania – deckte damals vom heimwerkenden Idyll über den Familienersatz bis hin zum anarchischen »Häuserkampf« alle

möglichen Bedürfnisse ab. Sie nur als politische Aktion zu sehen, ist ein wenig zu romantisch. Sie hatte etwas mit dem Gefühl der Unbehaustheit in der Babyboomergeneration zu tun. Damit meine ich den existenziellen Zustand, nirgendwo richtig dazuzugehören. Die hohe Mobilität und die Vorliebe für informelles Wohnen waren meines Erachtens nicht nur die Folge soziostruktureller Härten und politischer Aufmüpfigkeit, sondern auch die einer Mentalität. Der ungebundene Lebensstil war unsere Antwort auf die Situation und die Lebenshaltung unserer Eltern, der Kriegskinder, oder wie ich sie in diesem Buch nenne: unsere Nachkriegseltern.

In der DDR sah die Situation anders aus als in der BRD. Die Ausbildungsplatzgarantie und das an politisches Wohlverhalten geknüpfte Studium, an das sich zuverlässig eine feste Arbeitsstelle anschloss, begünstigten ohnehin das frühe Ausziehen von zu Hause. Die Studierenden wohnten meistens gemeinschaftlich in Wohnheimen, banden sich frühzeitig fest an Partner, heirateten und bekamen oft noch vor dem Ende des Studiums Kinder. Sie mussten in der Regel nicht nebenher arbeiten, da sie staatlich finanziert wurden. Insofern lassen sich die äußeren Umstände mit der BRD nicht vergleichen. Eine frühe Nestflucht war gesellschaftspolitisch eingeplant. Das Ergebnis war jedoch im Westen und im Osten das Gleiche: Babyboomer und ihre Nachkriegseltern trieb es oft schon früh auseinander.

Zur Rationalisierung dieses Verhaltens gab es auch eine Theorie, die man mit der antiautoritären Einstellung um-

schreiben könnte. Babyboomer begleitete bei ihrem Auszug von zu Hause die familienkritische Ideologie, die ihnen die Studentenrevolte der Achtundsechziger hinterlassen hatte. Sie war getragen von der Sehnsucht nach Befreiung von der patriarchalen Reproduktionsstruktur, die damals für die Gewaltgeschichte der Deutschen im 20. Jahrhundert verantwortlich gemacht wurde. Die Kernfamilie galt nicht mehr als Keimzelle des Staates, wie im 19. Jahrhundert, sondern als Keimzelle für den autoritären Menschen, der letztlich den Faschismus ermöglicht habe. Viele wollten mit der Wagenburgmentalität der Nachkriegsfamilie nichts mehr zu tun haben. Sie suchten deshalb nach alternativen Lebensformen zur isolierten Kleinfamilie mit ihren Schrankwänden, alten Erziehungsprinzipien und Geschlechterrollen, mit ihrer Apologie des Privatbesitzes und der Unterdrückung des Sexualtriebes.³ In Wohngemeinschaften und anderen informellen Wohnformen (ein Freund von mir wohnte das ganze Jahr über im Wohnwagen, auch als er beruflich schon einen Anzug trug) zelebrierten sie die Abschaffung der Trennung von öffentlichem und privatem Bereich, von Privatbesitz, einengender Monogamie, geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung und der kindlichen Abhängigkeit von den Eltern.

»Man konnte sich hier – nicht ohne narzisstischen Überschuss – neu erschaffen und selbst verwirklichen«, meint der Historiker des linksalternativen Milieus, Sven Reichardt.⁴ Allzu theoriegesättigt darf man sich den Auszug der Babyboomer von zu Hause allerdings auch wieder nicht vorstellen. Die Zusammenhänge zwischen autoritärer Persönlichkeitsstruktur, bürgerlicher Kleinfamilie und

Nationalsozialismus, den Sozialforscher der Frankfurter Schule konstatiert hatten, waren wohl den wenigsten bewusst. Die altlinken Sprüche waren eben Versatzstücke der Achtundsechziger-Revolve, die aufgegriffen wurden, weil sie zu den momentanen Bedürfnissen passten. Richtig daran geglaubt haben die Babyboomer nicht. Die Ironie ist, dass sich Reichardts These der linksalternativen Nestflucht sogar auf den Kopf stellen lässt. Babyboomer haben damals ihre Herkunftsfamilien verlassen, weil sie darin nicht genügend Wärme fanden.

Meine Eltern gehörten zur sogenannten »Psychoszene«. Mein Vater war Psychologe, meine Mutter auf dem Weg dahin; sie begann im Alter von 38 Jahren zum zweiten Mal zu studieren, diesmal Psychologie. Anlass war die Trennung von meinem Vater im Winter 1977/78. Er hatte eine Affäre mit einer jüngeren Psychologin begonnen, woraufhin sich meine Mutter alsbald ebenfalls mit einem jüngeren Psychologen zusammentat. Auf diese Weise entstand mein »vierblättriges Psychologenkleeblatt«, wie ich meine neue Elternkonstellation nannte – beide Paare gründeten sofort wieder neue Familien.

Diese gewiss nicht alltägliche Familienzusammensetzung mit vier »Psychologen-Eltern« symbolisiert für mich den Wertewandel der Siebzigerjahre. Meine Mutter zog in ein Reihenhaus in einem gehobenen Münchner Vorort und begann mit der gelegentlichen Unterstützung einer Haushaltshilfe und eines Kindermädchens ein neues Leben als späte Studentin, Hausfrau und Mutter. Sie nutzte diese zweite Chance dazu, vieles anders zu machen. Nur ein Beispiel: Während sie mich im Jahr 1962 noch unter

Betäubung im Kreißsaal bekommen hatte, erblickte meine Schwester siebzehn Jahre später nach den Regeln der »sanften« Geburt das Licht der Welt.

Auch mein Vater ging die Familiengründung beim zweiten Mal ganz anders an. So durften sich seine jüngsten Kinder mit Filzstiften an den Wänden der Altbauwohnung verewigen. Später verwirklichte er seinen Traum und sanierte einen alten Bauernhof am See, wo seine zweite Frau Obst und Gemüse anbaute und eine öko-feministische Mehrfachexistenz als Therapeutin, selbst ernannte Hexe, Wanderapothekerin und Künstlerin führte.

Martin, Conny und ich wurden, so sehe ich das heute, auch deshalb so früh selbstständig. Unsere Eltern waren uns zu progressiv. In den Dreißigerjahren geboren, waren sie aus ihren vorgezeichneten Biografien ausgebrochen, natürlich ohne uns vorher gefragt zu haben. Sie hatten als unauffällige Nachkriegseltern begonnen und verspürten nach zehn oder fünfzehn Jahren Familienleben plötzlich andere Bedürfnisse. Sie bildeten sich emotional fort und stiegen sozial aus. Damit besetzten sie gewissermaßen den Raum, der eigentlich uns Halbwüchsigen gehört hätte. Wir, ihre Kinder, litten unter der Rollenkonfusion und dem Chaos, das die Siebzigerjahre in unserem Zuhause angerichtet hatten – und traten die Flucht nach vorne an.

Der Umbau der bürgerlichen Kleinfamilie, der schon Anfang des 20. Jahrhunderts in der marxistischen Theorie und in der Psychoanalyse begonnen und von den Achtundsechzigern fortgesetzt worden war, bildete dazu das Hintergrundrauschen.

Joachim Süß erkennt in der damaligen Zerbrechlichkeit der Familienbande ein tief liegendes Muster. Süß ist Theologe und zweiter Vorsitzender des Vereins »Kriegsenkel e. V.«, der sich seit 2010 mit den Kindern derjenigen Generation beschäftigt, die durch NS-Ideologie und Krieg in jungen Jahren geprägt worden war. Nach zahlreichen Gesprächen, Befragungen und Seminaren ist er zu der Auffassung gekommen, dass die zwischen 1960 und 1975 geborenen Babyboomer die Unbehaustheit ihrer Eltern übernommen und sich anverwandelt haben. Sie empfinden eine »existenzielle Heimatlosigkeit«. Ihr Leben habe sich gerade in den frühen Erwachsenenjahren wie ein »Schwanken auf instabilem Grund« angefühlt.

Die typische innere und äußere Verfassung der Jugendlichen Ende der Siebziger- und Anfang der Achtzigerjahre schildert Süß so: »Die Herkunft, das Elternhaus, ist kein Ort zum Leben mehr und rückt allmählich in die Ferne. Der neue Ort, die Stadt, in der die eigene Ausbildung oder das Studium begonnen hat, erscheint vorläufig und vorübergehend. Heimat gibt es nicht mehr und noch nicht, ebenso ein Zuhause. Das Unterwegssein wird als einzig stabiles Daseinsmoment erlebt; der Zug oder der Bahnhof sind die Orte, an denen sich das Leben richtig anfühlt, weil sie den latenten Zwischenzustand und die Vorläufigkeit widerspiegeln, in denen man lebt. Sie machen die oszillierende Pendelexistenz des späteren Kriegsenkels aus, der zu diesem Zeitpunkt aber noch lange nicht weiß, dass er einer ist.«⁵

Mit diesen Zeilen ist alles über meine Zeit nach dem Auszug von zu Hause schon in der elften Klasse gesagt. Das